

Kleine Schritte auf dem Weg zum Frieden

Menschlichkeit zählt: In einem israelischen Krankenhaus in der Bielefelder Partnerstadt Nahariya werden schwer verletzte Kämpfer aus dem syrischen Bürgerkrieg betreut. Die Mediziner

leisten Schwerstarbeit. Der Chefarzt ist Araber und stolzer Israeli

■ **Nahariya** (los). „Wir wissen nicht, wer die Leute sind, und wir wissen nicht, für wen sie gekämpft haben.“ Chefarzt Masad Barhoum sagt das, als wenn es eine Selbstverständlichkeit wäre. Dabei beschreibt er damit eine Arbeit, die man kaum für möglich hält. Der christliche Araber steht seit 2007 an der Spitze des Galilee Medical Center in Bielefelds Partnerstadt Nahariya. Seit 2013 werden in seiner Klinik, in der viele jüdische und arabische Spitzenärzte Israels arbeiten, Verwundete aus dem syrischen Bürgerkrieg behandelt.

2.500 Verwundete sind bislang medizinisch behandelt worden. „30 Prozent von ihnen sind jünger als 18 Jahre“, berichtet Barhoum. Dabei zeigt er Fotos von einem jungen Syrer, dem eine Granate das halbe Gesicht weggesprengt hat. In zahlreichen Operationen

konnte das Gesicht des Syrer wiederhergestellt werden.

NRW-Landtagspräsident André Kuper (CDU) und seine Reisedelegation, die das Krankenhaus besuchen, sind schockiert und fasziniert zugleich – schockiert über die schrecklichen Verletzungen der Syrer, fasziniert von der Arbeit, die in dem Krankenhaus am Rande der 60.000-Einwohner-Stadt Nahariya geleistet wird. Staunend und auch ein bisschen sprachlos lassen sie sich von Barhoum in die Notaufnahme führen. Fünf Betten, ausgestattet mit modernster Technik, stehen bereit, um die Verwundeten erst einmal zu versorgen, bevor sie dann auf die Stationen gebracht werden.

Wie die Verletzten aus Syrien zum Krankenhaus in Israel gelangen, darüber spricht der Chefarzt nur wenig. Nur so viel ist klar: Die israelische

Armee bringt sie, und sie holt sie wieder ab, wenn ihre Gesundheit wieder soweit hergestellt ist, dass sie nach Syrien zurückkehren können. Unter welchen Umständen die Israelis sie aus Syrien herausholen und auf welchem Weg sie wieder nach Syrien zurückgebracht werden, ist militärisches Geheimnis – wie überhaupt die Operationen an und jenseits der israelisch-syrischen Grenze geheim gehalten werden.

„Wir helfen ihnen als Menschen, die anderen Menschen helfen“, sagt Barhoum zu seiner Motivation. Er, der christliche Araber, der mit seiner Familie in einem westgaliläischen Dorf in der Nähe von Nahariya wohnt, gehört einer Minderheit in einer Minderheit an. Denn nur ein kleiner Prozentsatz der nichtjüdischen Israelis ist christlich. Von sich selbst sagt er, er sei stolz, israelischer Staatsbürger zu sein.

Nur in Israel könnten Christen ungestört leben. „Hier gibt es ein Oberstes Gericht, das die Rechte der Minderheiten schützt.“

Dann berichtet er von einem jungen schwer verletzten Syrer, der bewusstlos ins Krankenhaus gebracht worden sei. „Als er aufwachte, war er schockiert darüber, dass er sich in Israel, beim Erzfeind, befand. Doch wir haben ihn einfach so gut behandelt, wie wir konnten, und da verlor er die Angst.“ Junge syrische Bürgerkriegskämpfer, die vom vermeintlichen Erzfeind Israel gesund gepflegt werden – die Wirkung der Arbeit in dem Krankenhaus unweit der israelisch-libanesischen Grenze ist nicht zu unterschätzen. Für beide Seiten, Israelis und Syrer. Es ist ein Schritt, ein kleiner Schritt für einen Frieden, den – zumindest zurzeit – kaum jemand für möglich hält.

Zwischen Verzweiflung und Hoffnung

Die andere Seite der Medaille: Ein Besuch in den palästinensischen Gebieten Israels

■ **Beit Jala** (los). Burghart Schunkert aus Gießen lebt seit 31 Jahren in Beit Jala, einem Ort mit 12.000 Einwohnern bei Bethlehem. Beit Jala liegt im Palästinenser-Gebiet, nur wenige Kilometer hinter der großen Mauer, die Israel als Trennung zwischen dem Kerngebiet des jüdischen Staates und den Palästinenser-Gebieten errichtet hat.

Und seit 31 Jahren leitet der Erzieher und ehemalige CVJM-Sekretär „Lifegate“, eine evangelische Einrichtung für Kinder und Jugendliche mit Behinderungen. Er hat sie mitbegründet. So lange schon setzt

er sich unermüdlich ein für die jungen Menschen, für die es hier sonst kaum Hilfe gäbe.

Mit 65 palästinensischen Mitarbeitern sowie bis zu zehn Freiwilligen aus aller Welt arbeitet „Lifegate“ mit 165 Kindern und Jugendlichen, berichtet Schunkert, als die Delegation aus NRW mit Landtagspräsident André Kuper an der Spitze auf der Terrasse der Einrichtung Platz genommen hat. Kuper hat Wert darauf gelegt, dass ihn sein Besuch in Israel auch in die palästinensischen Gebiete führt. „Wir wissen doch um deren verzweifelte Lage“, sagt er.

„Lifegate“ (deutsch: Tor zum Leben) gibt zumindest einigen palästinensischen Familien Hoffnung. Zu der Einrichtung gehören ein Kindergarten, eine Abteilung für Berufsausbildung und eine Werkstatt für Behinderte. Die meisten der Kinder und Jugendlichen, die zu Lifegate kommen, stammen aus muslimischen Familien. „Wir leisten christliche Arbeit in muslimischer Umgebung“, formuliert Schunkert. Und fügt hinzu: „Von den Eltern wird unsere Arbeit respektiert.“

Staatliche Unterstützung

gibt es nicht. 70 Prozent des Jahresets von einer Million Euro muss die Einrichtung über Spenden finanzieren. Wie viel Nerven und Zeit das kostet, deutet Schunkert nur an. Ob es Kontakt mit Bethel, der großen Behinderten-Einrichtung in Bielefeld gebe, will Irith Michselsohn wissen. Die Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Bielefeld und Generalsekretärin der Union progressiver Juden in Deutschland ist Mitglied der Kuper-Delegation. Als Schunkert verneint, nimmt sie sich vor, einen solchen Kontakt schnellstmöglich herzustellen.